

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 22 (1942-1943)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher Rundschau

Die Stadt der Väter.

Robert Faesi: Die Stadt der Väter. Atlantis Verlag, Zürich 1941.

Eine Stadt hat ihren Chronisten gefunden und der Chronist ist ein Dichter. Vor allem ist er Dichter: die Bezeichnung Chronist bezieht sich einzig auf das lebenswahre Bild einer bestimmten Epoche in der Geschichte dieser Stadt. Der Chronist stellt den Zettel auf, der Dichter wirft den Schuß hinein, mit prächtigen Farben, leuchtenden und satten. War es die „Stimme des Blutes“, die den Dichter dazu berief, diesen Roman aus der Stadt seiner Väter zu schreiben? ein Gefühl der Verpflichtung, einer Ehrenschild gegenüber dem Boden, in dem er selber wurzelt? Durch eingehende Forschungen und vertieftes Studium einer Epoche kann deren historisch und kulturhistorisch einwandfreies Bild geschaffen werden. Um aber den Nerv in seiner feinsten Verästelung frei zu legen, um den Geist in seinem subtilsten Hauch zu fassen, braucht es mehr. Es geht eine ununterbrochene Linie von der Stube des „Matrönchens“, vom Erker über der Limmat, zum Schreibtisch des Schriftstellers. Und in jedem der drei Freunde liegt ein Stück seines Selbst. Es ist ein Genuß, das Doppelgespann Chronist und Dichter zu beobachten. Ersterer ist besorgt, daß kein Strich im Gemälde fehle, er trägt die Namen herbei, gewissenhaft: Lavater, Pestalozzi, Bodmer, Breitingen, Füssli usw. und sorgt für den *genius loci*. Der Dichter und Maler holt aus zum prächtigen Schwung der Handlung, bald vorwärts drängend, bald an köstlichen Kleinigkeiten verweilend, sich selbst daran ergötzend. Hier setzt er Usteris berühmten Miniatur-Pinsel an, mit dem einen, feinen Haar, dort schenkt er uns eine Silberstiftzeichnung nach der Art einer Götterschmied Idylle. Die Sprache ist bei ihm nie Mittel zum Zweck allein, sie ist ihm Selbstzweck, er jornt sie, meißelt sie, er spielt mit ihr und läßt sie spielen, manchmal bis zum Übermaß. Der weitgespannte Rahmen des Buches — an die 600 Seiten — ist weise und mit künstlerischer Erwägung ausgefüllt.

Eine köstliche Gestalt, die des „Matrönchens“, im Mittelpunkt allen Geschehens. Regentin und gütige Mutter in Einem; Familienoberhaupt, zu dem alles sich zurückfindet, zurückflutet. Kleine charakteristische Züge, immer wiederholt im Rhythmus der Erzählung, geben der Gestalt Rundung und Plastik. Vom lustig vorgebauten Erker, hoch über der ziehenden Limmat, blickt sie auf das Leben der Stadt, auf das Schicksal ihrer Kinder und Enkel, mit den kleinen Händen energisch in das allzu krause Gespinnst fahrend, wo es Not tut, richtend und richtend. Neben ihr die Häuser ihrer drei Kinder, jedes eine Welt für sich, jedes nach außen vollkommen ehrbar und gebiegen, jedes innen voll Spannung und Schicksal. Aus jedem der drei Häuser tritt ein Entelsohn, alle drei miteinander verbunden durch das gemeinsame Blut, durch gemeinsames Erleben. Wie reizvoll ist die Kindheit dieser drei Buben geschildert. Der Dichter versenkt sich liebe- und verständnisvoll in die kindliche Seele, spürt ihr nach in die tiefsten Verborgenheiten, deckt heimliche Tragik auf und versöhnt und beglückt wieder durch Schalk und Humor. Die Atmosphäre der drei Häuser wirkt auf die Kinder: aus dem militärisch-aristokratischen Heim des Junkers v. Edlibach schreitet, rank und schlank, wohlgeformt an Leib und Seele, das Aristokrätlein, der feingliederige Gerold. Im bedrängten und bedrückten, bürgerlich-ehrbaren „Schattenhof“ wächst der ehrliche, bürgerlich senkrechte Leonhard heran, während die qualvoll unterjochte, tyrannisierte und freudlose Jugend Chajpar Schweizers diesen zu einem exaltierten, schwärmerischen, fast krankhaft erregbaren Jüngling aufschließen läßt. Die Begegnung der Herrensohnchen mit den Bauernbuben am See, anlässlich eines abenteuerlichen Schulausfluges läßt Gewitterstimmung ahnen. Und ein schweres Gewitter politischer Art — Aburteilung und Hinrichtung eines vermutlichen, vielleicht wirklichen Verräters — beschließt, Unheil verkündend, die Kindheit der drei Freunde.

Im scharfen Gegensatz zu der steifen, zugeknöpften und etwas selbstgerechten Bürgerlichkeit der Stadt, zu den gepflegten, ehrentwerten Häusern, die innen so viel Morisches bergen, so viel Skuriles und Rauziges, verzaubert uns der Dichter

plötzlich in ein Arkadien am Zürichsee, auf eine Insel der Seligen, wo „das Wunderbare Wirklichkeit wird“. Rousseau'sche Ideen werden zu Realitäten, seine Philosophie gewinnt Leben. Im „Paradies“ haust der Patriarch, Salomon Heß, mit seinen drei Töchtern, den schönen Gestalten mit den schönen Seelen. Das Dix-huitième in seiner höchsten Verklärung. Hier schwelgt der Dichter, seine Sprache wogt, und die biederen Zürcher, die sich selten genug an der eigenen Rede berauschen, feiern Orgien des Wortes. Dichtung und Wahrheit schlingen sich lieblich ineinander. Das zierliche Paradieslein hält dem rauhen Leben nicht Stand. Der Tod bricht jäh herein, das Idyll zerbricht wie ein Kartenhaus. Unsere drei Freunde, durch tiefstes Erleben gereift, kehren ins nüchterne Tageslicht an der Limmat zurück. Die Gegensätze verschärfen sich, es weht ein harscherer Wind. Es geistert die Unglücksgestalt Pestalozzis vorüber, tragischer Gegensatz zum theoretischen Philosophen Heß im weltfernen Paradiesli. Die drei Freunde nehmen ihr Schicksal in die Hand — oder werden von ihm in die Schule genommen. Endgültig entläßt sie das Matronchen aus seiner gütig-strengen Führung. Jeder geht den von seiner Natur ihm vorgeschriebenen Weg: zur Flucht aus der engen Vaterstadt rüstet sich der unruhige Chappar mit wehenden Segeln, Gerold folgt seiner soldatisch-aristokratischen Berufung zum Offizier in fremden Diensten, Leonhard wählt, durch Verzicht auf sein besseres Selbst, ein bürgerliches Glück.

Mit einem ungelösten Afford schließt das Buch und — bezeichnenderweise — mit einem Fragezeichen. Dieses weist vorwärts auf einen späteren, zweiten Band, das Schicksal der drei Bettern diesem zur Vollenbung übergebend.

Zum Schluß sei eine Frage gestattet: ist es ein ungeschriebenes Gesetz, daß heute jedes Buch einen sehr bunten Schußumschlag tragen muß, ganz gleichgültig, ob er mit seiner inneren Haltung harmoniere oder nicht? Die schokoladebraune Farbe des Erkers entspricht zwar der Schokolade, die an der Bubeneinladung köstlich duftend dem alten Schokoladenmann entströmt. Das Buch aber, in seiner Alt-Zürcher-Art trägt ungern dieses ihm nicht gemäße Gewand.

M a r g u e r i t e P a u r - U r i c h.

Historische Schriften.

Peter Rastow: Honor Imperii. Die neue Politik Friedrich Barbarossas 1152—1159. Verlag von R. Oldenbourg, München/Berlin 1940.

In einer gründlich durcharbeiteten Monographie behandelt Peter Rastow auf Grund seiner Forschungen unter dem Titel „Honor Imperii“ den neuen Kurs, den Friedrich I. von Hohenstaufen von seinem Regierungsantritte an in der Kaiserpolitik einschlug. Der schmale Band richtet sich vor allem an die Fachwelt, doch auch der Laie kann sich dem Eindruck dieser wirkungsvollen Darstellung nicht entziehen. Rastow zeigt, wie nach der Zeit der Allmacht der Kurie unter den „Pfaffenkönigen“ Lothar und Konrad III. mit der Wahl Friedrichs zum deutschen König dem Papsttum ein Herrscher gegenüberstand, dessen Berufung sich rein weltlich-politisch vollzogen hatte und der in seinem Handeln von keiner Fürstenopposition gehemmt war. Diese Grundtatsache, durch den frühen Tod von Konrads Sohn Heinrich und die Verwandtschaft Friedrichs mit den beiden sich befehdenden Häusern der Staufer und Welfen schicksalhaft herbeigeführt, mußte die Reichspolitik richtunggebend beeinflussen. Friedrich erkannte die Gunst der Stunde. Er war willig, den Gegensatz zu den Welfen durch weitgehende Opfer endgültig auszuräumen. Damit war er stark genug, an die Kirchenpolitik Heinrichs V. anzuknüpfen. Die Wiederherstellung der alten Kaiserherrlichkeit und des Honor Imperii — wobei Honor im mittelalterlichen Sprachgebrauch auch den Besitzstand umfaßt — war sein Ziel, und diese Zielsetzung wurde zur Grundlage der Politik schon in den ersten Regierungshandlungen. Das weist Rastow in seiner Schrift eindeutig nach. Der Konstanzer Vertrag vom 23. März 1153 ist bereits das sichtbare Ergebnis der Neuorientierung. Die weltpolitisch im Vordergrund stehende Tatsache findet sich hier allerdings nicht in der Regelung der Kirchenfragen, sondern in der Aufgabe der von Konrad III., nach gescheitertem Kreuzzug, Byzanz gegenüber im Vertrag von Thessalonich 1148 übernommenen Verpflichtungen für gemeinsame Bekämpfung der Normannen unter Roger in Sizilien. Friedrich wollte den Preis südtalientischer Küstengebiete an den Basileus Manuel nicht bezahlen und hoffte, ohne fremde Hilfe

die sizilische Frage lösen zu können. Dies befreit den von Roger hart bedrängten Papst aus seiner Lage zwischen Belzebul und Teufel, zwischen dem Byzantiner mit dem deutschen Kaiser und dem Normannen mit dem französischen König. Die Gefahr des Übergreifens von Ostrom auf italienischen Boden ist beseitigt. Nassow gibt uns einen interessanten Einblick in die kuriale und kaiserliche Verhandlungskunst. Der diplomatische Kampf um die Wahlanzeige, um die Scheidung der Ehe Friedrichs mit Adela, um die Einsetzung Wichmanns in Magdeburg, um die Beziehungen zum Senat der Stadt Rom wird uns in seinem Zusammenhang mit der gesamten Politik und den Anschauungen der Zeit nahe gebracht. Doch das Mittelalter scheint zu versinken; wir werden ergriffen von dem zeitlosen Reiz großer Politik, der Verbindung von verantwortungsbewußtem Handeln und Spiel um hohen Einsatz.

W. U. v. S a f f e l l.

Leonhard von Muralt: Alte und neue Freiheit in der helvetischen Revolution.
Verlag Schulthess & Co., Zürich 1941.

Es ist bei der Betrachtung schweizerischer Geschichte besonders reizvoll, zu verfolgen, wie das kleine von großen Staaten umgebene Land fremde Ideen bis jetzt verarbeitete und seine Eigenart dadurch behauptete. Das zeigte sich in der Reformation, wo die von Luther verkündete Heilslehre durch unjern Reformator Zwingli ein schweizerisches Gepräge annahm, und noch mehr zur Zeit der Revolution, da die Träger der neuen Ideen die Schweiz mit Truppen überfluteten und diese trotz des Druckes das Fremde nicht einfach hinnahm, sondern erst nach eigenen Bedürfnissen für die eigenen Verhältnisse umwandelte. Wie das geschah, bildet den Inhalt der Schrift Leonhard v. Muralt's.

Sie geht vom Stäfener Memorial aus, das die Forderung nach alten Freiheiten mit der neuen Freiheit verbindet, die Frankreich damals verkündete. Das schien sich aber zu widersprechen, da die Rechte der einzelnen Landschaften im alten Zürich sich stark unterschieden und ihre Erneuerung mit der Forderung der Gleichheit und Freiheit aller sich schwer vertrug. Die Geschichtschreibung der Liberalen hat denn auch das Schriftstück als eine Mischung von Altem und Neuem stark beanstandet. Nun zeigt aber von Muralt, daß die neue Freiheit aus der alten sich einfach allmählich entwickelte und bringt sie statt des Widerspruches, den Dechslí ehedem feststellte, jetzt gar in nähere Beziehung. Damit steht die Schweiz nicht allein; denn das Gleiche kann man in angelsächsischen Ländern beobachten.

War einerseits die alte Freiheit somit Vorstufe für die neue, so hat sie andererseits diese bereichert, indem sie das korporative Recht in die neue Freiheit einbaute und so die schweizerische Eigenart auch dieser Idee gegenüber begründete. Selbstverwaltung der Gemeinden hatte auch im 18. Jahrhundert bestanden und war den Schweizern wertvoll, da so auch die unterworfenen Landschaft einen Rest von Freiheit behielt. Wie nun die französische Regierung ein zentralistisches System einführte und statt der gewählten Behörden von oben bestimmte Agenten in den Gemeinden des Landes verlangte, erwachte im Volk der Widerstand, das seine alte Freiheit behauptete, sei es, daß es das Alte beließ oder Municipalitäten sich selber wählte. Diesem Widerstand mußten die Räte der Schweiz dann schließlich weichen, indem sie die Verfassung änderten und im Februar 1799 die freie Wahl der Municipalitäten anordneten. Damit kam man den beiden Forderungen der Stäfner insofern entgegen, als sie Selbstverwaltung und neue Freiheit in ihren Forderungen für sich vereinigten, und die Zusammenarbeit in Gemeinden wurde Vorschule für die im Staat.

Dadurch, daß man die Bürger einordnete und zur Verwaltung der Gemeinden beizog, wehrte man auch der Anarchie, die „das Wagnis der Freiheit“ als ständige Gefahr begleitet. Dieser begegnet man aber erst sicher durch die Bindung der Menschen an Gott, womit Leonhard von Muralt seine gehaltvolle Studie abschließt.

Zum Schluß möge man erlauben, noch auf bündnerische Vorgänge zu weisen, die die Ausführungen von Muralt's in der Hauptsache unterstützen. Hier beglückte General Lecourbe zu einer Zeit, da die Schweizer die Municipalitäten selber wählten, das Land mit dem Praefectenhsystem durch Einsetzung des Praefecturates, der unter Ausschaltung der Gemeinden die Wahl der Behörden bestimmte. Auch hier lehnte das Volk sich energisch dagegen auf und verlangte sein altes

Wahlrecht. Dies verschaffte ihm dann Oberst Udermatt, der die Wahl der Municipalitäten dem Volk endlich erlaubte und die Bündner so in Rechten den Schweizern schließlich gleichstellte.

J a k o b Z i m m e r l i.

Carl Jantke: Preußen, Friedrich der Große und Goethe in der Geschichte des deutschen Staatsgedankens. Eine staatswissenschaftlich-historische Studie. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, geisteswissenschaftliche Klasse, 17. Jahrgang, Heft 3. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale) 1941.

Die Ausstrahlung des überzeitlichen Kernes, der im Wesen eines Volkes ruht, werden sichtbar an seinen großen Männern; in diesen muß deshalb die Nation in entsprechender Wechselwirkung ihr Bild und ihren nationalen Sammelpunkt finden. Carl Jantke zeigt in seiner beeindruckenden Schrift über Preußen, Friedrich den Großen und Goethe in der Geschichte des deutschen Staatsgedankens, wie diese beiden genialen Gestalten in ihrem Urgrund deutsch den Weg zur gesamtdeutschen Gründung wieder eröffneten, der eine vom Geistigen, der andere vom Machtpolitischen her. Geschrieben in klarer Zusammenschau der geistigen, sozialen und politischen Verhältnisse und Entwicklungen, in sicherer Wertung des Einflusses von Lehre und Praxis auf die Gestaltung der Staaten, ist diese staatswissenschaftlich-historische Studie ein hervorragender Leitfadens zum Verständnis des europäischen, des deutschen und des preußischen Wesens und Geistes.

Drei Gesichtspunkte müssen dabei den heutigen Leser vor allem fesseln. Zunächst verdeutlicht diese Schrift vorzüglich, wie in jeder staatlichen und geistigen Entwicklung auf unserm Kontinent das Zusammenfließen der Ströme des europäischen Kulturkreises seinen Ausdruck findet. Nach dem Zusammenbruch der diesen Kreis bis zur Reformation überwölbenden gemeinsamen Kirche mußten die Staaten zwar eigene Wege zu ihrer geistigen Fundierung gehen, aber ihre Wurzeln greifen immer wieder hinüber in den gemeinsamen Humus. Das Reaktionsfeld aller Ideen bleibt ganz Europa.

Auf der anderen Seite aber zeigt sich bei der Geburt des „modernen“ Staates ein wesentlicher Unterschied zwischen den klaren Linien westeuropäischer Entwicklung und den unsystematischen Vorgängen in Mitteleuropa. Während im Westen, besonders beispielhaft in Frankreich, ein kontinuierliches Hinstreben zum modernen Machtstaat verfolgt werden kann, und damit dort auch die Staatsräson in ihrer abstrakten und absoluten Form ohne Begrenzung maßgebend wurde, verhinderte in den deutschen Ländern die Unterordnung unter die Reichstradition eine gleichlaufende Entwicklung. Hinzutritt, daß sich hier das Gedankengut der Reformation voll auswirkte und wir insolgedessen in den protestantischen Territorien eine eigentümliche Verknüpfung von Staatsräson und Christentum, Offenbarung und Vernunft finden. In Preußen bleibt die Staatsräson sittlicher Beschränkung unterworfen, der Wohlfahrtszweck Leitmotiv des Staates.

Den dritten Gedanken, der sich in den Vordergrund drängt, finden wir in den von Jantke zitierten Worten Schillers, daß die Würde des Deutschen als sittliche Größe in der Kultur und dem Charakter der Nation wohnt und von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist. Hier zeigt sich der Ausgangspunkt, von dem aus Goethe und schließlich auch Friedrichs Wirkung auf den deutschen Staatsgedanken zu verstehen ist. Nicht die staats-theoretischen Äußerungen und politischen Taten sind letztlich das Entscheidende, sondern die geistige Haltung.

Für Jantkes Schrift gilt in vollem Umfang sein eigenes Urteil über die deutsche Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert: daß sich jede historiographische Leistung von Rang schon durch die Intensität ihrer geistigen Durchdringung des Stoffes rechtfertigt. Wir werden sicher geführt über die Elemente typischer „moderner“ Staatsbildung zu den gesamteuropäischen Erscheinungen. Hieraus gewinnen wir das Verständnis für die deutsche und preußische Entwicklung und erkennen so, wie um das Ethos dieses Staates und die Persönlichkeit des großen Königs das deutsche Nationalgefühl sich frisch emporranken konnte, wie mit der überragenden menschlichen und dichterischen Kraft Goethes das geistige Deutschland seine Freiheit zurückerlangte und wie schließlich so aus dem tiefen Zusammenhang des Gesellschaftlich-Politischen mit dem Sprachlich-Künstlerischen sich die Grundlagen bildeten für die deutsche Einheit.

W. U. v. H a f f e l l.

Egon Caesar Conte Corti: Ludwig I. von Bayern. Ein Ringen um Freiheit, Schönheit und Liebe. Mit 98 Bildtafeln. Verlag F. Bruckmann München.

Der besondere Wert dieses Werkes von 700 Seiten beruht auf der ausgiebigen Benützung ungedruckter und unbekannter Quellen, besonders des bisher nicht zugänglichen Wittelsbacher Hausarchivs, aus dem Tausende von Briefen herangezogen werden. Darum mußte ein für den Liebhaber deutscher Geschichte vielfach neues, zum Teil geradezu überraschendes Lebensbild entstehen.

Im Gedächtnis der Nation und in der gewohnten Geschichtsschreibung lebt König Ludwig sonst vor allem weiter als der wegen seines bedenklichen Verhältnisses zur Tänzerin Lola Montez im Jahre 1848 unmöglich gewordene König und daneben etwa noch als ein ebenso fruchtbarer und schwungvoller wie gänzlich unbegabter Poet, — somit als eine lächerliche Gestalt. Wer ihm Gerechtigkeit widerfahren läßt, erinnert an seine großen Bauten, an die von ihm geschaffenen Kunstsammlungen, an das, was er für deutsche Künstler getan hat, an die Gründung der Universität in München; was München für Deutschland als Kulturmittelpunkt geworden ist, verdankt es vornehmlich diesem König, dessen Werk dann der Sohn fortgeführt hat. Das alles kommt bei dem neuesten Biographen natürlich ausgiebig zur Geltung. Der Untertitel deutet im übrigen geschichtl. Standpunkt und Haltung des Verfassers an: ein nachsichtiger Weltmann sucht einem Fürsten gerecht zu werden, der sich bedenkliche Blößen gegeben und seine Verdienste verdunkelt hat durch eine vielfach unwürdige Haltung, und das gerade in den Jahrzehnten, da der fürstliche Absolutismus, ja die Daseinsberechtigung der Monarchie in Frage gestellt war, in dem zerstückelten Deutschland mit seinem Landesfürstentum, das als Hindernis für das nationale Leben, für Einheit und Kraft des vorerst noch in der Sehnucht der Besten lebenden Vaterlandes doppelt hassenswert sein mußte. Die einfache Darlegung des Sachverhaltes drängt jedoch zu anderer Beurteilung. Stellen wir den König Ludwig vergleichend den Fürsten seines Jahrhunderts gegenüber, so gehört er weder zu den unbedeutenden noch zu den verächtlichen. In ihm lebte echter Idealismus und zwar schöpferischer Art. Zur Größe Deutschlands gehört, daß es nicht eine Hauptstadt besitzt, neben der alles übrige öde Provinz geworden ist, sondern mehrere wirkliche Hauptstädte: ein Geschenk der deutschen Fürstenthümer. Wir heute Lebende haben Wert und Bedeutung einer dieser deutschen Mittelpunkte, eben Münchens, in der Zeit nach dem furchtbaren Zusammenbruch von 1918 eindrucksvoll erlebt, und daß wir sie nahe unserer Grenzen hatten, war gerade für uns Schweizer tröstlich, die wir bestürzt den vertrauten Mutterboden des deutsch-mitteleuropäischen Lebens unter unsern Füßen beben fühlten. Der verhängnisvolle Partikularismus, dessen Hauptstützen die sich auf Kosten ihrer Genossen vergrößernden und nur im Willen zur Unterdrückung ihrer Völker einigen Herrscherhäusern gewesen sind, ist nun wohl für immer überwunden, und da kann die Zeit nicht ferne sein, wo die Kulturleistungen dieser selben Herrscherhäuser als ihr unvergängliches Verdienst wieder Beachtung finden. König Ludwig I. von Bayern wird dann unter den bedeutenden Förderern deutschen Lebens seinen Platz einnehmen. Wird es um so gewisser, als er nicht zu den politischen Schädlingen gehört hat, sondern zu den echten deutschen Patrioten des nach Kraft und Einheit ringenden Deutschlands.

Man wird bei diesem Lebensbild sofort und unwillkürlich an seinen Schwager, Friedrich Wilhelm IV., denken, der als sittliche Persönlichkeit gewiß würdiger dasteht und mit Recht als ein das Ringen seiner Zeit verstehender Landesfürst gilt. Politisch beurteilt, ist aber Ludwig der größere, vor allem, weil er von Anfang bis zu Ende seines Lebens dieselben politischen Ideale festgehalten hat, mögen ihn auch aufschreckende Zeitereignisse, besonders die Julirevolution von 1830, stutzig gemacht und seinen unzweifelhaft echten und aufrichtigen Liberalismus stark gehemmt haben. Ein etwas überspanntes Bewußtsein von der Unantastbarkeit ihrer Fürstengewalt haben alle jene noch im 18. Jahrhundert geborenen Herrscher ins Leben mitbekommen; darüber und über die immer wieder emporzischenden Ausbrüche solchen Selbstbewußtseins kann sich niemand wundern. Bei König Ludwig aber ist festzuhalten: er hat zu den Fürsten gehört, die sogleich nach 1815 eine — für jene Zeit anerkennenswert fortschrittliche — Verfassung erließen, er hat nie Miene gemacht, diese Verfassung umzustößeln oder zu verleugnen, ist ferner festzuhalten: er hat zu den Widersachern Metternichs gehört. All das im leben-

digen Gegensatz zu den Mächten der Zeit. Das Wichtigste jedoch ist der aufrechte und standhafte nationale Wille Ludwigs. Nach den Tagen, da er als kleines Kind vor den Volkshereen der französischen Revolution aus seiner linksrheinischen Heimat geflüchtet werden mußte, bis in die Jahre des Aufstiegs Napoleons III., durch alle Zeiten und Stürme und durch alle Wendungen des politischen Schicksals hat Kronprinz und König Ludwig von Bayern der französischen Gefahr ins Auge geschaut und, was mehr ist, der französischen Politik auch der deutschen Rheinlandsfürsten Widerstand geleistet. Seine Kindheitserlebnisse haben in ihm nicht den bekannten beschränkten Monarchenschlotter vor dem Umsturz erregt, sondern schon bald die klare Erkenntnis reifen lassen, daß die von Frankreich ausgehende Volksbeglückung für Deutschland Knechtung bedeutete und ebenso im Dienst des hergebrachten gallischen Eroberungsdranges stand, wie alle andern nationalpolitischen Programme der sich in bunter Reihe ablösenden französischen Staatsformen und Regierungen. Ludwig hat bei seinem sonst gesunden Verhältnis zum Vater dessen bonapartistische und österreichfeindliche Politik bekämpft, hat sogar offen die gegen die bayerische Eroberung, gegen sein eigenes Haus Wittelsbach gerichtete Aufstandsbewegung der Tiroler unter Andreas Hofer unterstützt und hat nicht geruht, bis, acht Tage vor der Entscheidung bei Leipzig, der sonst unentwegt napoleongläubige Vater den Übergang zur preußisch-österreichischen Partei vollzog. Aber auch dem geschlagenen und königlich gewordenen Frankreich der heil. Allianz, wie später dem angriffslustigen Julikönigtum traute Ludwig nicht. Er erkannte deutlich, daß Frankreich, die Nation, mit dem ihr von ihrer Geschichte gegebenen Drang nach Osten, für Deutschland ein für alle Mal eine Drohung war, nicht etwa bloß diese oder jene französische Regierung oder Regierungsform. Die Heiratsbeziehungen zwischen deutschen und französischen Fürstenhäusern betrachtete er mit Recht für einen Schaden und lehnte beharrlich und mit Erfolg alle derartigen Verbindungen für sein Haus ab. Mehr noch bedeutet es, daß dieses Haupt eines der wichtigsten deutschen Landesfürstenümer von einer ehrlichen und klaren Begeisterung für die politische Einheit Deutschlands erfüllt war, und zwar im Sinne Ernst Moritz Arndts: „So weit die deutsche Zunge klingt“, „das ganze Deutschland muß es sein“. Der innere Quellpunkt dieser erstaunlich starken nationalen Gesinnung noch dazu eines durchaus katholisch fühlenden und kirchenfreundlichen Königs ist offenbar das unmittelbare deutsche Gefühl, aus dem seine schwungvoll-bombastischen Dichtungen strömten, sowie jünglinghaft anmutende Verehrung Schillers, seine Anhänglichkeit an Goethe, recht eigentlich das also, was im Verein mit der Abwehr der bonapartistischen Eroberung die Einigung Deutschlands zuerst innerlich vollzogen und dann auch äußerlich möglich gemacht hat.

In all dem mutet die Gestalt dieses Bayernkönigs bürgerlich an. Übrigens auch in andern Dingen. Die Leichtigkeit, mit der eine hergelaufene schriftenlose Abenteuerin, die angebliche Spanierin mit dem ebenso angeblichen Namen Lola Montez sich des Königs bemächtigt, die Art, wie dieser gegen Freunde, Staatsmänner, Geistliche (bis hinauf zum Papste) die komisch wirkende, aber politisch verhängnisvolle Freundschaft rechtfertigt, entrollt vor unsern Augen ein durchaus kleinbürgerlich deutsches Bild: diese edle Frau ist ja „weit her“, dazu „unverstanden“, sie zu schirmen, treu zu ihr zu stehen bringt Ehre. Schade nur, daß die Sache so unsagbar kläglich aussieht, nämlich nach gemeiner Mätressenwirtschaft, und daß die Begebenheiten in eine Zeit fallen, die so etwas nicht mehr erträgt.

Die 700 Seiten umfassende und mit willkommenen Bildern — nicht weniger als 70 — ausgestattete, erfreulich angenehm zu lesende Darstellung Cortis ist in jeder Beziehung geeignet, unser Wissen um die Entstehung des modernen Deutschlands und um den bayerischen Anteil an der Entwicklung zu mehren und zu klären.

E d u a r d B l o c h e r f.

Georg Hoffmann: „Die venezianische Frage zwischen den Feldzügen von 1859 und 1866.“ Verlag A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 1941.

In den „Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft“ veröffentlicht Dr. Georg Hoffmann eine Abhandlung über die venezianische Frage, die nun auch als Sonderdruck erhältlich ist.

Die eingehende und fesselnd geschriebene Untersuchung bekommt dadurch ihr eigenartiges Gewicht, daß ein großer Teil der Darstellung auf ungedrucktem Ma-

terial des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien beruht. Anhand vieler unbekannter Äußerungen aus den amtlichen Schriftstücken erhält man Einblick in das verwickelte Getriebe der Kabinettsdiplomatie in Europa zwischen zwei Kriegen und insbesondere verdeutlicht sich die konservativ-überhebliche Haltung des Wiener Ballhausplatzes, an deren Intransigenz schließlich die Verständigung über die venezianische Frage scheitern mußte. Hoffmanns Studie gibt so einerseits ein Stück der italienischen Erhebung wieder, andererseits verfolgen wir in ihr einen wichtigen Abschnitt „österreichischer Entblätterungsgeschichte“.

Venedig war von 1797—1866 ein ständiger Zankapfel zwischen Österreich und Italien. Das launische Spiel, das das Schicksal mit dem Lagunenstaat getrieben hat, sieht im knappen Szenarium so aus, daß Napoleon I. ihn 1797 Österreich, trotz dessen Niederlagen in Italien, schenkt und Österreich, trotz seiner Siege in Italien, ihn 1866 Napoleon III. zurückgab. Daß Österreich vom Beginn seiner Herrschaft an in Venedig ungeliebt war, damit fanden sich die österreichischen Minister ab. Nur solange „die Furcht über dem Hasse stehe“, schreibt Metternich, werde Habsburgs Stellung in Italien unangetastet bleiben. Aus militärischem Ehrgefühl war man nach Solferino erst recht entschlossen, das schöne und wichtige Kronland zu halten. Doch der Beschützer des revolutionären Nationalismus, Napoleon III., der Störefried der abgemachten Rechtsordnungen, nötigte dazu, daß man sich nach Hilfe umsah, nach den Bundesgenossen der heiligen Allianz. In Preußen schien der Vorschlag engeren Zusammengehens zunächst auf keinen schlechten Boden zu fallen. Die Vorliebe für eine großdeutsche Lösung war weitverbreitet, ja es ließ sich von einem „geradezu körperlichen Widerwillen der Nation gegen das kleindeutsche Schicksal“ sprechen. Aber die französisch-italienischen Siege von 1859 kühlten die großdeutschen Sympathien ab. In England blieb man erst recht gegenüber dem österreichischen Liebeswerben taub, nicht etwa weil ein Konfliktstoff vorhanden gewesen wäre, sondern einfach darum, weil Palmerston überzeugt war, daß die Entstehung eines nationalen Italiens das Gleichgewicht im Mittelmeer und in Gesamteuropa fördern werde. Petersburg hatte für die Erhaltung des österreichischen Besitzstandes in Venetien seit der Trübung des Verhältnisses zwischen den beiden Mächten anläßlich des Krimkrieges nichts übrig; ein aufmerksames Interesse bestand nur insofern, als man sich ganz entschieden dagegen sträubte, daß Österreich für den Fall des Verlustes von Venetien im Balkan irgendwie entschädigt würde. Napoleon III. aber, dem die römische Frage immer mehr Sorgen bereitete, wünschte eine Ablenkung der italienischen Kräfte in der Richtung auf Venedig, eine kampflose oder erkämpfte Lösung des Problems.

Gern sucht die hohe Politik nach einer friedlichen Beilegung von Konflikten, wenn sie sich mit den eigenen Absichten vereinbaren läßt. Der Plan, Venedig zu kaufen, taucht auf. Vermutlich stammt die Idee von Cavour. Diesem Gedanken, den Konflikt in ein Geschäft zu verwandeln, stimmten alle bei, außer dem meist betroffenen österreichischen Staat, obwohl er mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Frankreich kam für den Vorschlag offiziell nicht in Frage, da es sich immerhin durch den Frieden von Zürich einigermaßen gebunden fühlte. Dennoch kann Hoffmann nachweisen, daß Napoleon seine Hand als Mitbeteiligter im Spiel hatte, als die französische Hochfinanz mit Denkschriften den Plan eines Verkaufs unterstützte. Großbritannien hingegen leistete Cavour eifrigste Sekundantendienste und setzte dem bedauernswerten österreichischen Botschafter in allen Tonarten zu, wogegen sich Apponyi mit Geschick zur Wehr setzte. Palmerston ließ nicht locker, im argwöhnischen Glauben, daß ja doch nur Frankreich der Nutznießer einer deutsch-italienischen Auseinandersetzung würde. So glitt man britischerseits in eine Politik der Unfreundlichkeiten gegen Österreich hinein, die Cavour glänzend auszunutzen verstand. „Es liegt heute eine Ironie über P a l m e r s t o n s I t a l i e n p o l i t i k. Man wollte Italien stark machen als Gegengewicht gegen Frankreich und opferte diesem Leitsatz allmählich das ruhige, ungefährliche Österreich.“ Wahrhaft in Wut versetzte aber die bloße Erwähnung des Handelsgeschäftes Bismarck, — wäre dann doch die Hoffnung auf ein preußisch-italienisches Waffenbündnis zu Wasser geworden. Seine Befürchtung war nicht begründet. „In Wien“, schrieb Graf Pourtalès, „unterhandelt man nie. Österreich ist, tant bien que mal, ein konservativer Staat, dem man nehmen kann, der aber nie etwas gibt“.

Diese Defensivpolitik Wiens, das als Haupt eines mit innenpolitischen Gefahren beladenen Nationalitätenstaates vorsichtig verfahren mußte, hat denn auch dazu geführt, daß man sich 1860 ernstlich um ein *Schutz- und Trutzbündnis* mit Preußen bemühte. Es wäre zu haben gewesen. Preußen war tief beunruhigt über das unberechenbare Ausgreifen Frankreichs. Aber Österreichs Starrheit verhinderte auch hier eine Einigung. So leicht man in Bezug auf Frankreich zu einer gemeinsamen Abwehrfront gelangte, die bündnismäßige Sicherung Veneziens war deshalb ganz ausgeschlossen, weil Preußen für ein so weitgehendes Engagement mit einer antiitalienischen Spitze unbedingt seine Gleichstellung mit Österreich in Deutschland verlangte.

Österreich mißachtete in der Diplomatie die großartige Regel, die Friedrich II. für das Militärische aufgestellt hatte: „Wer alles defendieren will, defendiert nichts“. So mußte es bei seinem ergebnislosen Versuche denn alles verlieren. Das raffinierte Doppelspiel Bismarcks, der Italien insgeheim gegen Österreich unterstützte, brachte dann doch 1864 ein Bündnis mit Österreich zustande. Es war eine fertige Falle. Die Lockspeise einer Unterstützung in Italien, sogar bis zu einer Wiedervereinigung mit der Lombardei, fand sich freilich nicht im Vertrag, wurde aber in Gesprächen stets vorgeführt. Die Verwicklungen der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten ließen dann Österreich erkennen, wie unklug es mit einem Bündnis gehandelt hatte, das Venedig nicht mit einschloß.

Bismarck auf der einen Seite, Garibaldi auf der andern waren den österreichischen Politikern ihre geliebten Konzeptionen von der richtigen Ordnung über den Haufen, sodaß Graf Rechberg in den empörten Klageruf ausbrach: „Das europäische Gleichgewicht, welches als die Garantie aller gegen die Übergriffe des Einzelnen definiert wurde, ist ein toter Buchstabe geworden: nur das Recht des Stärkeren gilt noch; es herrscht in Europa internationale Anarchie!“ War Garibaldi nur ein Freischarenführer, so war Bismarck der „böse Mann“, und einzig er allein erzwang den Verzicht auf Venedig, den alle andern nicht zu erreichen vermochten. Bismarck erkannte mit dem Blick des großen Realpolitikers, daß Preußen und Italien in Österreich ihren gemeinsamen Feind hatten, also in echter Interessengemeinschaft standen, daß sie solange bestehen würde, als Italien Venedig nicht besaß, und daß sich auf dieser Sachlage ein militärisches Bündnis aufbauen ließ. Und wenn auch Italien 1866 nur Niederlagen erntete, das Kriegsziel Venedig wurde von Preußen im Vorfrieden von Nikolsburg sichergestellt.

H. A. W. h. f.

Kunstbücher.

Ein Werk über die Raumburger Plastik.

Unter den so reich und mit besonderer Sorgfalt illustrierten Kunstbüchern des Rembrandt-Verlags in Berlin nimmt eine Veröffentlichung von Hermann Beenken über den Meister von Raumburg (**Der Meister von Raumburg. Von Hermann Beenken. Im Rembrandt-Verlag Berlin 1939**) einen hervorragenden Platz ein. Denn in diesem Buche werden uns auf 124 wundervollen, zum großen Teile ganzseitigen photographischen Aufnahmen jene Bildwerke vorgeführt, die unstreitig den schmalen Gipfelpunkt deutschen künstlerischen Schaffens im Mittelalter darstellen. Sehr verdienstlich ist es nun, daß sich der Verfasser nicht damit begnügt hat, uns nur die berühmten Stifterstatuen des Raumburger Domchors zu zeigen; er macht uns vielmehr zunächst mit ein paar Werken bekannt, die erst in jüngerer Zeit als Vorstufen der Raumburger Kunst, ja vielleicht sogar als Frühwerke desselben Meisters erkannt worden sind. Es sind dies einige Fragmente aus Meß (Engel und Apostel), aus Mainz (Christus mit Maria und Johannes; Gestalten eines jüngsten Gerichts) und das sicher aus dem Mainzer Dom stammende, heute in der Pfarrkirche von Bassenheim befindliche Relief des heiligen Martin mit dem Bettler; ja der Verfasser hält es sogar für möglich, daß einige Bierpaßreliefs der Kathedrale von Amiens als Frühwerke ebenfalls dem Raumburger Meister zuzuschreiben sind. Nach diesem Auftakt kommen dann die herrlichen, in ihrer Art ganz einzigartigen Stifterfiguren von Raumburg selbst an die Reihe.

Eine jede zieht an uns vorüber und fortwährend können wir auch in hervorragend schönen Detailaufnahmen von Köpfen, Händen u. diese einfachgroße, so stark befeelte Kunst näher kennen lernen. Auf die Stifterfiguren des Westchors folgen dann die Plastiken des Westlettners; die neben Raumburg doch stark abfallenden Statuen des Meißener Doms — wohl nach dem Tode des Meisters ausgeführte Werkstattarbeiten — bilden den Abschluß. Der Text bildet einen zuverlässigen Kommentar zu dieser reichen Bilderfolge; wir werden durch ihn in Art und Wesen dieses unvergleichlich hochstehenden, wahrhaft klassischen deutschen Kunstschaffens eingeführt. Wenn ich mir eine kleine Bemerkung gestatten darf, so wäre es höchstens die, daß ich eine genauere Analyse des in Raumburg hervortretenden spezifisch Deutschen gerne gesehen hätte. Denn es genügt nicht, daß einfach von „deutscher“ oder „allerdeutseher“ Kunst gesprochen wird; handelt es sich doch hier, besonders im Vergleich zur französischen Kathedralplastik, nicht nur um Unterschiede der Rasse und des Temperaments, sondern ebenjosehr auch um Unterschiede der Bewußtseinsstufe. Man verstehe, was ich meine: man hätte gerne gehört, was bei der Raumburger Kunst durch das andere Temperament, was durch die Entwicklung zu einer höheren Stilstufe zu erklären ist; denn wir sind der Meinung, daß die Unterschiede zwischen der französischen Kathedralplastik und den Raumburger Skulpturen nicht einzig und allein durch rassistische Gründe bedingt sind. Mit dieser kleinen Aussetzung möchte ich aber den Wert der Becken'schen Arbeit in keiner Weise herabsetzen; denn sie wird vielen, dessen bin ich überzeugt, ein guter Wegweiser zu einer der wichtigsten Kunstepisoden nicht nur Deutschlands, sondern aller Zeiten und Völker werden können.

Samuel Gujer.

Schweizer Malerei und Zeichnung im 15. und 16. Jahrhundert. Einführung von Georg Schmidt. Erläuterungen zu den Bildern von Anna Maria Cetto. Solbein-Verlag, Basel 1940.

Dies Werk ist zunächst durch die große Zahl guter Abbildungen, 14 Farbentafeln und 72 einfarbige Reproduktionen, eine sehr erfreuliche Erscheinung. Die Auswahl ist hier besser als bei der Publikation des Landesmuseums. Sie war freilich auch leichter. Es sind die bedeutendsten Meister an auserlesenen Beispielen zur Anschauung gebracht. Wir erhalten ein gutes Bild der wichtigsten Äußerungen einer großen Zeit. Die Auswahl ist durchdacht und geht von einer einheitlichen Anschauung des Verfassers der Einleitung aus, und dieser hält sich auch wirklich an „konkrete Realitäten“. Dies zeigt sich schon in der Erörterung der Frage, ob es wirklich eine schweizerische Kunst gibt. Es wird ganz richtig bemerkt, daß der geographische Raum und die Schicksalsgemeinschaft „zunehmen“ bestimmte Wesenszüge herausgebildet hat. In der Tat ist ja im Beginne des 16. Jahrhunderts eine schweizerische Färbung der alemannischen Kunst deutlich zu spüren, während das im 15. Jahrhundert noch kaum nachzuweisen sein wird und die meisten Künstler und besonders die bedeutenden aus Schwaben und andern deutschen Gauen gekommen waren. Die Kunst des 19. Jahrhunderts ist aber schon in weit höherem Sinne schweizerisch. Sie unterscheidet sich stärker von der deutschen wie von der französischen dieser Zeit als in früheren Jahrhunderten.

Für Georg Schmidt sind die wichtigsten Faktoren, die die Kunst bestimmen, aber nicht Klima, Sprache, Staat, noch weniger die Rasse, sondern die menschlichen Tätigkeiten der umgebenden Welt. In ihnen sieht er die Träger und schon die Schöpfer der Kultur und damit auch die Ursachen dessen, was der Kunst jeweils ihren Charakter gibt. Das Formale ist ihm nur ein Ausfluß dieses Wesens. Daß die Kunst auch ihre eigene Entwicklung hat, wird nicht direkt geleugnet, aber durchaus nicht beachtet, wenigstens nicht besprochen. Es wird alles auf die soziale Struktur der menschlichen Gesellschaft zurückgeführt. So fehlt es nicht an Formulierungen, wie sie die Übersteigerung eines Prinzips immer mit sich bringt. Aber man muß es dem Verfasser lassen, daß nicht etwa aus weltfremden Theorien Eigenschaften in die Kunstwerke hineingesehen werden, die nicht vorhanden oder doch unwichtig sind, sondern daß er die Werke, die er bespricht, liebt und sie sich eingehend bewundernd und kritisch angesehen hat und aus tatsächlich vorhandenen Eigenschaften seine Schlüsse zieht. Das gibt der Einleitung die unbeschwertere Frische, die auch den fesseln kann, der die Schlüsse nicht immer billigt. Ganz abzulehnen

ist diese Art der Erklärung der künstlerischen Leistungen auch schon deshalb nicht, weil das, was für den Verfasser das Ausschlaggebende ist, sicher einen großen Einfluß auf die künstlerische Produktion gehabt hat. So findet auch der, dem das Künstlerische bei weitem das Wichtigste ist und der sich deshalb auch am meisten für die Entwicklung des Könnens und Gestaltens interessiert, einen anregenden Beitrag zum Verständnis eines Meisters wie Holbein d. J., über den schon Vieles und nicht bloß Verfehltes geschrieben worden ist, einen anregenden Beitrag in dieser Darstellung. Die Stifterbildnisse aus der Familie Oberried in der Freiburger Anbetung des jungen Holbein, die hier als bezeichnende Werke seiner Bildniskunst wiedergegeben werden, sind meines Erachtens freilich nicht von diesem selber. Sie bekunden deutlich den Stil des Vaters. Da dieser damals in Jsenheim lebte, ist es auch gar nicht abwegig anzunehmen, daß er seinem Sohne, der gerade mit Arbeiten überlastet war, zu Hilfe gekommen ist.

Die Erläuterungen von Anna Maria Cetto zeigen das Bestreben, mit Objektivität den Stand der Forschung wiederzugeben; gelegentlich werden freilich auch Meinungen zitiert, die keine Beachtung mehr verdienen.

Sollte in einer zweiten Auflage ein volles Hundert von Bildern beigegeben werden, so möchte ich empfehlen, von Basler Werken den Altar des Bürgermeisters Rott und ausnahmsweise auch einen Teppich, nämlich den mit dem Liebesgarten aufzunehmen. Dieser bezeugt, daß zwischen Witz und Holbein ein Meister in Basel tätig gewesen sein muß, der hoch über dem Chor der verschiedenen Kellnermeister stand. Von Luzerner Bildern wäre aus ähnlichen Gründen das Bildnis des Schultheißen Jakob von Hertenstein und die beiden Altarflügel mit der Marter der Zehntausend und dem Martyrium der heiligen Ursula aufzunehmen. Eine Geschichte der Malerei der beiden Städte in unserer Epoche ist freilich nicht zu rekonstruieren; allein die genannten Werke erhellen doch blickartig etwas von dem Dunkel, das über diesen Jahrzehnten liegt.

H. A. Schmid.

Virgilio Gilardoni: I pittori Orelli da Locarno. Istituto Editoriale Ticinese, Bellinzona 1941.

Die kantonale Kommission für Geschichts- und Kunstdenkmäler des Kantons Tessin gibt seit einigen Jahren eine neue Serie von monographischen Beiträgen zur tessinischen Kunstgeschichte heraus, die beweist, daß auch in der italienischen Schweiz das Interesse an der eigenen Vergangenheit und ihren Werken rege geworden ist und daß es ihr nicht an verständnisvollen Kunstfreunden und eifrigen Forschern fehlt, die Überreste eines alten und fruchtbaren künstlerischen Schaffens zu sammeln und wissenschaftlich zu bearbeiten. Das vorliegende 5. Heft dieser Reihe ist als erstes der Tessiner Barockmalerei gewidmet, von der an Fresken, Altarbildern und Bildnissen noch so vieles in Kirchen und Privathäusern erhalten und doch erst wenig historisch abgeklärt ist. Gilardonis Arbeit über die Malerfamilie Orelli von Locarno ist ein wohlgelungener Versuch, die Geschichte der Tessiner Malerei im 18. Jahrhundert durch ein gründliches Studium der Kunstwerke selbst und der Archive sowohl biographisch wie kunsthistorisch aufzuhellen. Sie ist überdies mit offener Liebe zu ihrem Gegenstand und großer Sachkenntnis höchst anmutig und allgemein verständlich geschrieben, ist endlich sehr schön ausgestattet und mit 44 ausgezeichneten Abbildungen der Hauptwerke auf die erwünschte Weise illustriert.

Die Künstlerfamilie Orelli, ein illegitimer Zweig des alten Adelsgeschlechtes, hat in drei aufeinander folgenden Generationen tüchtige und weit herum tätige Maler hervorgebracht. Der Stammvater, Baldassar Antonio (1669—1731), lernte in Mailand bei Federico Tuone und heiratete dessen Tochter. Er ließ sich bald nach 1700 im heimischen Locarno nieder. In seinen besten Werken, einem Altarbild der Kommunion des heiligen Ludwig in San Francesco (1708) und den Fresken im Refektorium des ehemaligen Kapuzinerklosters (1716), zeigt er sich als gediegener und geschmackvoller Vertreter der lombardischen Schule des späten Seicento. Der Sohn, Giuseppe Antonio Felice (1706 bis etwa 1776), ist wohl die stärkste malerische Begabung gewesen. Er studierte ebenfalls in Mailand und hat nicht nur im Tessin, sondern auch in Bergamo, wo er sich lange aufgehalten haben muß, eine Fülle prächtiger Schöpfungen hinterlassen, die ihn als höchst beweglichen und viel-

seitigen Ekteter im Sinne des Mailänder, aber auch des venezianischen 18. Jahrhunderts ausweisen. Seine Deckenbilder im Palazzo Riva zu Lugano (1735), im Palazzo Terzi und in S. Caterina in Bergamo, sein Altarbild der Verzückung der hl. Katharina in San Bartolomeo zu Bergamo haben nicht nur den großen Schwung, die malerische Weichheit und Lichtheit seiner Zeit, sondern oft ein sehr persönliches Gefühl für Glanz, Würde, Schönheit und starke Beseelung. Von seinen Söhnen Baldassare (1745 bis nach 1792) und Vincenzo Angelo (1755 bis nach 1811) ist nur der letztere mit Deckenfresken in der Domsakristei (1780) und im Palazzo Locatelli (1790) in Bergamo noch faßbar, die schon ein wenig den Übergang zu klassizistischer Haltung erkennen lassen. Das Deckenbild der verlassenen Ariadne gehört aber zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Zeit in Oberitalien. Zu den Schülern und Gefellen der beiden älteren Drelli, die unter ihrer Leitung zahlreiche Fresken im Tessin ausgeführt haben, zählen wahrscheinlich Giovanni Battista und sein Sohn Francesco Drelli (1728 bis nach 1778) — von beiden sind Werke zwischen 1738 und 1753 bezeugt —, ebenso dürfte Paolo Drelli (1758 bis nach 1825), der im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts in Locarno malte, diesem Künstlergeschlecht angehört haben.

Die Drelli sind keine führenden Meister von mächtiger, bahnbrechender Schöpferkraft gewesen, aber sie haben mit handwerklicher Gediegenheit, mit künstlerischer Phantasie und reichem Schönheitsinn die Aufgaben trefflich erfüllt, die ihre Zeit und ihr Land ihnen stellte. Der Reichtum des Tessin an geschmackvollen Werken der Barockmalerei geht zu einem guten Teil auf ihr Wirken zurück, und sie haben selbst in Mailand und Bergamo Ansehen genossen. Es ist sehr zu wünschen, daß auch ihr Zeitgenosse, der Luganese Giuseppe Antonio Petrini (1677—1759), vor allem aber der wirklich bedeutende, viel ältere Maler Giovanni Serodino von Ascona (1595—1633) bald eine ebenso gründliche und erschöpfende Behandlung finden mögen.

Otto Fischer.

Albert Anker, von Walter Hugelshofer, mit 15 schwarzweißen und 2 farbigen Wiedergaben. Verlag Max Niehans, Zürich 1941.

Walter Hugelshofer versteht es ausgezeichnet, uns in seinem kurzen, aufschlußreichen und klaren Text den Berner Maler Albert Anker und seine Malerei näher zu bringen und verständlich zu machen. Ankers Kunst ist wie seine eigene Person: ernst, fröhlich und gütig. Es sind nicht die Darstellungen von historischen und Genrefiguren, die den Hauptinhalt von Ankers Werk ausmachen, sondern seine gut durchstudierten und lieblichen Mädchen, Knaben und alten Bauern. Auch sein Leben verlief harmonisch und ausgeglichen. Er kam in Jns im bernischen Seeland zur Welt, ging in Neuenburg in die Schule, studierte zuerst Theologie in Halle, dann aber nahm er seine Künstlerlaufbahn in Paris auf. Sein solides Handwerk und sein sicherer Geschmack gewährten ihm frühe guten Erfolg. Im Jahre 1891 zieht sich Anker ganz in sein Bauerndorf Jns zurück, wo ihm Kinder und alte Leute im Atelier als Modell sitzen. —

In der Reihe „Schweizer Künstler“, herausgegeben von Oskar Reinhart, ist auch ein Kunstheft über A. Loepffer von Hugelshofer erschienen. Es werden folgen: Agasse, Böcklin, Buchser, Calame, Koller, Menn und Zünd.

Otto F. Meyer.

Jakob Job: Italienische Städte. Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich 1941.

Aber Rom, Florenz und Venedig ist es leicht, sich zu orientieren. Viel weniger besitzt man gewöhnlich eine Anschauung der kleineren mittel- und norditalienischen Städte. Der Verfasser ist diesem Bedürfnis nachgekommen, indem er frühere Vorträge in einem mit hübschen Kleinzeichnungen von Pierre Gaudat und Eduard Gunzinger geschmückten Buche entsprechend umstilisiert zusammengefaßt hat.

Aus dem auch sonst ansprechend ausgestatteten Werk spricht eine große Liebe zu Italien, vor allem zu seinen künstlerischen Genüssen. Die etwa zwanzig Städteporträts lassen uns die hauptsächlichsten Renaissancestädte der Lombardei, Venetiens, Umbriens, der Marken lebendig werden; dazu kommt der stark persönlich gefärbte Bericht über einen späteren Besuch in Neapel, mit dem der Autor ja lange

Jahre verbunden war, und einige besondere Kuriosa (San Marino, Melfi, Segesta, eine sardinische Bergstadt usw.). Die drei Großen — Rom, Florenz, Venedig — sind absichtlich weggelassen worden. Der Aufbau der einzelnen Kapitel ist in der Regel so, daß Job nach einer kurzen Einleitung, die geschieht an Allgemeinbekanntes anknüpft, die Stadt in großen Zügen beschreibt, wobei besonders die Kunstschätze hervorgehoben werden, dann einen historischen Abriß gibt und zum Schluß persönliche, meist kulinarische Erlebnisse schildert. Dies Schema wird freilich keineswegs slavisch innegehalten. Es handelt sich also nicht um dichterische Evokationen, noch um ein geographisch, kunsthistorisch oder historisch streng wissenschaftliches Werk, sondern um eine Art plaudernden Baedekers. So wird einem in liebenswürdiger, angenehmer Weise ein großer Wissensschatz aus verschiedenen Disziplinen beigebracht oder aufgefrischt, und man bedauert nur, daß man ihn nicht gleich auf einer Italienfahrt nutzbar machen darf.

Paul Lang.

Die Geschichte zweier Geldfürsten.

Hans v. Hülßen: Torlonia, Krösus von Rom. Geschichte zweier Geldfürsten. Verlag F. Brudmann, München 1940.

Der Gegenstand ist beliebt und öfters im Feuilleton oder der wissenschaftlichen Beilage von Zeitungen anzutreffen; in deutschen schon deshalb gerne, weil man in der Familienforschung festgestellt hat, daß blutmäßig die beiden Torlonias eine starke Ader deutschen Blutes besaßen, der ältere von Seiten einer Großmutter und der jüngere von Seiten seiner Mutter. Väterlicherseits stammten die Torlonia aus Frankreich. Der Aufstieg des Geschlechtes um die Wende des vorletzten Jahrhunderts und der Ausbau des Vermögens bis in das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts ist freilich staunenswert. Da jedoch in der Geschichte dieser römischen Bankier- und Kaufmannsfamilie sichere Zahlen so wenig als bei den Rothschilds zu erhalten sind, so ist man, um eine Vorstellung von dem Reichtum zu erhalten, beschränkt auf das nicht zu Verheimlichende, also vorab den Besitztum von Ländereien. Bei den Torlonias kommt noch der Erwerb großer Kunstsammlungen dazu, wie diejenige in der Villa Albani; daneben soll die Familie noch einen Palast in Rom ganz angefüllt mit Antiken besitzen, die aber niemand zu Gesicht bekommt. Die größte Leistung war die Trockenlegung des Lago di Fucino, wobei ein Gebiet von 170 Quadratkilometern fruchttragenden Landes gewonnen worden ist, also eine faustische Leistung.

In der zweiten Generation ist die Familie im Mannesstamm ausgestorben; der Chemann der einzigen Erbin, ein Prinz Borghese, mußte sich verpflichten, den Namen Tornolia weiterzuführen.

Die Geschichte dieses Geschlechtes wird in dem angezeigten Buche, das übrigens dem früheren deutschen Botschafter in Rom, Herrn v. Hassell, gewidmet ist, munter erzählt, freilich bisweilen mit einer Förschheit, die nicht jedem Leser zusagen wird. Die äußere Ausstattung entspricht dagegen dem, was von dem guten Verlage erwartet werden darf.

Gd. Bn.

Die große Wende.

Oskar Farner, Hans Hoffmann, Ernst Winizli: Die große Wende in Zürich. Zwingli-Verlag, Zürich 1941.

Am Reformationssonntag 1941, dem 2. November, wurde der durchgeführten Erneuerung des Großmünsters in Zürich in einer schlichten Feier gedacht, mit der die Enthüllung des Bullinger-Denkmals am Glockenturm der Kirche verbunden war. Es traf sich gut, daß um dieselbe Zeit das Buch erschien, das hier besprochen wird. Einen Markstein im Gang der Erneuerung, die sich durch eine Reihe von Jahren hinzog, bildete die Vollendung der Bronzetüre am Südwestportal auf Neujahr 1939. Das Neujahrsblatt der Hilfs-gesellschaft für dieses Jahr hatte schon auf dieses Portal hingewiesen; nun ist aber ein Prachtwerk erschienen, das eine große Zahl von Photographien enthält, sowohl Gesamtdarstellungen der meisten

von den 24 Feldern der Doppeltüre, als auch Bilder von Einzelfiguren. In schönem Druck erläutert Oskar Farner die Bilder, und endlich führt Hans Hoffmann vom Standpunkt des Kunsthistorikers in das Werk des Bildhauers Otto Münch ein. So haben sich drei Fachleute zusammengetan, um mit dem schönen Buch wieder daran zu erinnern, was für einen auserlesenen Schmuck die Stadt Zürich durch diese Bronzetur e erhalten hat.

Den Anlaß gaben die Photographien Ernst Winizkis, der, je mehr er bemüht war, die Bilder in möglichst günstiger Beleuchtung in die Camera zu bannen, um so mehr selber die Schönheit von Münchs Schöpfung erkannte, und auch die Betrachter in Stand setzte, nach seinen Bildern das Original viel besser zu würdigen. Sie helfen, die Gesichtszüge, die Gestalten und die Umgebung der Dargestellten gründlicher zu erfassen.

Überzeugend wirken die Ausführungen des Kunsthistorikers, der die Bilder aus der ihnen zu Grunde liegenden Geschichte und nach der in ihnen befolgten künstlerischen Gesetze erklärt und dadurch den Wert der Photographien Winizkis vertieft. Mit dem schönen Wort schließt er seinen Aufsatz und damit das ganze Werk: „So wird der Photograph zum Deuter des Kunstwerks, der uns allen jedes Einzelrelief, besonders aber jede Einzelschönheit erst vollkommen erschließt“.

Die Arbeiten Winizkis und Hoffmanns begleitet Oskar Farner mit einer geschichtlichen Darlegung der in den Bildern Münchs festgehaltenen Ereignisse. Der Großmünsterpfarrer, der seit vielen Jahren erfolgreicher Zwingliforscher ist, konnte hier aus dem Vollen schöpfen. Er verstand es ausgezeichnet, durch eine kräftige, mundartliche Wendungen aus Gegenwart und Vergangenheit nicht verschmähende Sprache dem Ganzen etwas vom Erdgeruch der Heimatscholle zu geben. Wir haben hier eine knappe Zwinglibiographie von allerbesten Art.

Das nach der bildlichen wie nach der textlichen Seite trefflich ausgestattete Werk wird denen willkommen sein, die sich für die Reformationszeit und ihre historischen Stätten interessieren und denen es Anlaß ist, sich mit der Bronzetur e und ihren Bildern gründlich bekannt zu machen.

Arnold Zimmernann.

Eine illustrierte Monatschrift.

Seit dem Monat März 1941 erscheint die neue schweizerische Monatschrift „Du“ im Verlag Conzett & Huber, Zürich. Sie hat im ersten Anlauf schon das Interesse der Öffentlichkeit für sich zu gewinnen gewußt. In ihrer graphischen Ausstattung — wir dürfen es ohne Umschweife sagen — stellt sie sich an die Spitze aller periodischen Veröffentlichungen ähnlicher Art; sie wirbt nicht nur für die Leistungsfähigkeit der graphischen Werkstätte der Herausgeberfirma, sondern repräsentiert auch das ganze graphische Gewerbe der Schweiz in hervorragender Weise.

Aber auch die inhaltliche, die redaktionelle Seite der Zeitschrift ist bemerkenswert. Vielleicht sagt es schon viel, wenn man darauf hinweist, daß ihre Leitung in den Händen der Redaktoren der leider eingegangenen „Zürcher Illustrierten“ liegt, jener Illustrierten, die mit so viel Leidenschaft bestrebt war, ihren Reportagen den Stempel geistigen Lebens aufzudrücken, und die mit so viel Frische und Zugriffigkeit in jeder banalen Tagesfrage die Sache der Menschlichkeit vertrat.

Diesen Drang, mit belebender Unmittelbarkeit für die Würde der menschlichen Existenz einzutreten, haben die Redaktoren auch vor der neuen Aufgabe nicht verleugnen können. Er gibt ihrer Zeitschrift die starke innere Spannung und Bewegtheit, dem Leser die freudige Erwartung von Heft zu Heft. Es ist schwer zu sagen, welcher Kategorie von Zeitschriften die „Du“ zuzuzählen sein möchte. Für eine Kunstzeitschrift ist sie — trotz ihren erlesenen Reproduktionen — zu wenig exklusiv, zu sehr der Gesamtheit aller Lebensfragen und Lebensformen aufgeschlossen, für ein Magazin ist sie zu tief fundiert und zu charaktervoll. Sie hat, wenn man es richtig überlegt, irgendein bestechendes Element der Landesausstellung in ihre Gestaltung aufgenommen: immer wieder tauchen einem beim Durchblättern ihrer Hefte Erinnerungen an diese schweizerische Manifestation auf — vielleicht beruht die Gedankenverbindung auch nur auf dem eigenartigen festlichen Gefühl, von dem man hier ergriffen wird, wie es einen dort erfaßte. Dabei ist die Zeitschrift in beständigem Wandel begriffen und liegt ein besonderer Zauber in dieser

dauernden Modulation — gerade wie die Landesausstellung auch viel mehr durch ihre Lebendigkeit und durch die sie erfüllenden Impulse, denn durch den Anspruch, Endgültiges zu bieten, auf den Besucher wirkte.

Es ist von besonderem Reiz, von Hest zu Hest zu verfolgen, wie die „Du“ immer wieder von neuem ihre Form sucht, vor jedem Thema (denn sie liebt den thematischen Aufbau) sie sich wieder neu schafft, so daß jedes Hest, auf demselben Grunde wie die andern aufgebaut, immer wieder in neuer Gestaltung den freien und frischen Geist offenbart, von dem die Schriftleitung sich führen läßt.

Es ist ein guter, schweizerischer Geist und der Erfolg: eine kulturelle Leistung, über die wir uns als Menschen, als Erzieher und als Patrioten herzlich freuen dürfen.

Carl Günther.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

- Heberhard, René W.:** Die schweizerische Eidgenossenschaft im Spiegel ausländischer Schriften von 1474 bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Ernst Lang, Zürich 1941. 117 Seiten.
- Balladenbuch.** Für Schweizer Schulen. 2. Auflage. Helbing & Lichtenhahn, Basel 1942. 146 Seiten, Fr. 3.20.
- Basseches, Nikolaus:** Die unbekannte Armee. Wesen und Geschichte des russischen Heeres. Europa-Verlag, Zürich 1942. 177 Seiten, Fr. 4.80.
- Binder, Hans:** Die Gruppe im Gefecht. Sauerländer,arau 1942. 44 Seiten.
- Bittrich, Friedrich Otto:** Orient ohne Schleier. Mit 20 PS auf Umwegen zum Persischen Golf. Safari-Verlag, Berlin 1941. 320 Seiten, 62 Abbildungen und 4 Karten.
- Bläser, Peter:** Das Gesetz bei Paulus. Uchendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1941. XII, 252 Seiten, M. 9.75.
- Blauweiß-Buch der Finnischen Regierung.** Dokumente über die Entwicklung des finnisch-russischen Konfliktes und den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Finnland und der Sowjet-Union am 30. November 1939. Birkhäuser, Basel 1940. 118 Seiten, Fr. 2.80.
- Brecht, Elisabeth:** Glückliche Mutter. Herder, Freiburg i. Br. 1942. 16 Seiten und 25 Bildtafeln, M. 1.25.
- Campell, Ulrich:** Schweizerisches Strafgesetzbuch, in Kraft getreten 1. Januar 1942. Textausgabe mit ergänzenden Erlässen, Orientierung über die Neuerungen des Gesetzes, systematisches und alphabetisches Sachregister. Schweizer Druck- und Verlagshaus, Zürich 1942. 222 Seiten, Fr. 4.50.
- Deonna, W.:** Les Arts à Genève. Des origines à la fin du XVIIIe siècle. Musée d'Art et d'Histoire, Genève 1942. 499 Seiten reich illustriert.
- Grimm, Hermann:** Raffael. Vollständige Ausgabe. Safari-Verlag, Berlin 1941. 320 Seiten mit Handzeichnungen im Text und 96 Kupfertiefdrucktafeln.
- Home, Michael:** Stätte der Seele. Übertragung aus dem Englischen. Hallwag, Bern 1942. 312 Seiten, Fr. 9.50.
- Huber, Reinhard:** Der Suezkanal einst und heute. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1941. 96 Seiten, M. 3.—.
- Jmhof, Ernst:** Schweizerische Altersversicherung. Vorschlag der Vereinigung für eine Schweizerische Altersversicherung. Francke, Bern 1942. 31 Seiten, Fr. 1.—.
- Kämpfer, Heinrich:** Nie wieder! Von Gittern, Mauern und was nachher kommt. Hans Feuz, Bern 1942. 216 Seiten, Fr. 4.20.

(Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann von Sprecher, Zürich, Postfach Fraumünster, Tel. 4 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stöckerstraße 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stöckerstraße 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.